

Nr. 54. Bromberg, den 12. April 1925.

Ich sag' es jedem, dass er lebt.

Ich sag' es jedem, dass er lebt
Und auferstanden ist,
Dass er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Ich sag' es jedem, jeder sagt
Es seinen Freunden gleich,
Dass bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In seine Zukunft schaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf seinen Rat,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn eins die Augen schliesst,
Von Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüsst.

Es kann zu jeder guten Tat
Ein jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt und wird nun bei uns sein,
Wenn alles uns verlässt!
Und so soll dieser Tag uns sein
Ein Weltverjüngungsfest.

Novalis

Entscheidungen.

Gedanken zum Osterfest.

Das Echo, das die christlichen Hauptfeste in der publizistischen Öffentlichkeit finden, ist an Stärke und Deutlichkeit verschieden, je nachdem es sich um Weihnachten, Ostern oder Pfingsten handelt. Gemeinsam ist den Betrachtungen zu allen Festen eine mehr oder weniger zwanglose Anknüpfung an die Natur im Zustand ihres winterlichen Schlafes, ihres Erwachens und ihrer Reife.

Vielleicht ist es nur die an sich überaus achtbare Scheu, in der Öffentlichkeit von den höchsten Dingen zu reden, wenn man sich im allgemeinen darauf beschränkt, solche vagen Beziehungen in den Vordergrund zu stellen, trotzdem es sich ja doch um die folgenschwersten Entscheidungen der menschlichen Seele handelt. Vielleicht aber spricht auch noch ein anderer Beweggrund mit, dem hier nähergetreten werden soll. Jene lyrischen Ergüsse, die die christlichen Hauptfeste verursachen, machen im großen ganzen doch immer den Eindruck der Kraftlosigkeit, der künstlichen Steigerung einer pseudo-poetischen Wallung, wenn man an die strenge metaphysische Größe denkt, die sich in jenen Festen offenbart, vor allem auch in der Auferstehung und der Todüberwindung des Erlösers. Jene subjektiv gewiß wahrhaftigen Abhandlungen bleiben stehen bei Faustens Wort: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden belebenden Blick“. Der Chor der Engel „Christ ist erstanden“, dessen Himmelstöne Faust vom selbstgewählten Tode zurückhalten und ins Leben wieder zurückrufen, — diese Welt wird weiter nicht berührt. Wenn auch Faust der Glaube fehlt, so ist es doch nicht jener Osterspaziergang in der wieder erwachenden Natur, der ihn dem Leben und der ungeheuren Aufgabe, in strebendem Bemühen erlösungsfähig zu werden, wieder zurückgibt, sondern es ist die Verkündigung von der Todüberwindung des Erlösers.

Es steht eben mißlich um religiöse Gefühle, die ausschließlich in der Naturbetrachtung, ja im Naturgenuß ihren Ursprung haben. Es muß auch mißlich um eine Religion stehen, die man so im Spazierengehen erwirbt und ausübt, und wenn in tiefernsten Dingen ein heiterer Ton verstattet ist, dann könnte man sagen: „Wie aber, wenn es um Ostern regnet oder schneit und man die Wintersachen schon eingemottet hat? Wenn sich über die Rückfälle der

Natur ins winterliche Sterben unmutige Gefühle regen?" Es ist eben eine heikle Sache, die Todüberwindung, die Unsterblichkeit der Seele mehr oder minder lose an das Wetter anzuknüpfen...

Es ist ein müßiges Unternehmen, in Dingen, die letzten Endes der Entscheidung der Einzelseele vorbehalten sind, Überredungskünste, apologetische Künste anzuwenden, und gar noch in einem Zeitungsblatt. Es wird immer so bleiben, daß in diesen höchsten Dingen Überredung nicht stattfindet, — und wenn der denkende und rechnende Verstand mitgegangen wäre bis zur Einfügung des letzten Gliedes der beweisführenden Schlußkette, so spränge er doch ab, wenn nicht, wie Plato im Phaedon, dem Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele, sagt, wir „mit der Seele geschaut haben".

Es soll nur den Wert einer Analogie haben, wenn hier hingewiesen wird auf zwei Darstellungen der Erscheinung des auferstandenen Christus durch Rembrandt, von denen der Künstler die erste um das Jahr 1629, in seinen Anfängen, die andere im Jahre 1648 auf der Höhe seiner Meisterschaft gemalt hat. Auf dem ersten pathetischen Bilde wirkt die Erscheinung des verklärten Lebens und Lichtes wie ein Blitz auf die Jünger in Emmaus, der eine stürzt in die Knie und verbirgt das Angesicht in den Händen, im Antlitz des anderen malen sich Staunen und Schrecken über die Verwandlung des brotbrechenden Christus. Es ist der Augenblick des Hereinbrechens der überirdischen Welt in die irdische. Auf dem anderen Bilde herrscht tiefer Friede. Nicht gewaltsam, sondern durch ruhig vor sich gehende Überwältigung der Seele vollzieht sich in Andacht und Ergriffenheit die Hinnahme der Tatsache, daß der Erlöser den Tod überwunden hat und lebt. Man kann vor diesem Blatte sagen, daß die Jünger in Emmaus mit der Seele schauen.

Aber weit über den subjektiven Glauben der Einzelseele hinaus geht die Bedeutung der Todüberwindung des Auferstandenen. Von ihr hängt schlechthin die christliche Religion ab, und es führt nur zur Verwässerung dieser Religion, wenn in diesem Punkte weltanschauliche Ersatzprodukte eingeführt werden. Es gilt hier das Oder, das mit Vornamen Entweder heißt. Wenn die Säkularisation des Christentums, die liberalisierende Angleichung an die moderne Kultur fortgeschritten wäre — glücklicherweise ist ein Rückschlag eingetreten —, dann wäre geradezu der metaphysische Charakter dieser Religion verloren gegangen. Wenn sie es nicht mehr wagt, eine Torheit und ein Ärgernis zu sein, dann steht sie in Gefahr, zu einem absurden System herabzusinken, das sich vergeblich mit apologetischen Vorwerken umgibt.

Wo es sich um Tod und Leben handelt, und das ist immer der Fall, wenn es um eine ewige Wahrheit geht, ist es gut, Entscheidungen zu treffen. Einem klaren und wahrhaftigen Geiste muß es unerträglich sein, sich selbst mit billigen Gefühlen, mit halben Entschlüssen auszuhelfen, und man kann gut die innere Lage einer solchen Menschenseele mit den Worten darstellen, die Sokrates im Phaedon ausspricht: „Eines muß man doch in diesen Dingen erreichen, entweder lernen oder erfinden, wie es damit steht, oder, wenn dies unmöglich ist, die beste und unwiderleglichste menschliche Meinung davon nehmen und darauf wie auf einem Brette versuchen, durch das Leben zu schwimmen — wenn einer nicht sicherer und gefahrloser kann auf einem festeren Fahrzeuge, etwa einer göttlichen Rede reisen."

Tim Klein.

Ostertrost.

Wo der Hölle Schlünde gähnen,
Wo der Erdkreis kreißend birst, —
Segnend jedes Seufzen, Sehnen,
Schreitet still — der Osterfürst.

Auf die Kreuze vielgestaltig,
Dran so manches Herze bricht,
Wirft sein Nahsein allgewaltig
Strahlend Auferstehungslicht.

Spricht sein Mund: Vom Tal der Schmerzen
Aufwärts eure Wege geh'n!
Aufwärts lenkt den Drang der Herzen!
Menschheits Sinn ist: Aufersteh'n!

Herbert Lipp.

Familie Lampe.

Eine Ostergeschichte von R. Hoffheinz.

Herr und Frau Lampe wohnten draußen im Walde, wo zwischen den hochstämmigen Kiefern dichtes Unterholz ihnen guten Schutz gewährte. Lampes Vater, der seit dem letzten feuchten Herbst über Reißen klagte, war ein verdrießlicher alter Herr und ging nur wenig aus, da ihm das Gehen beschwerlich war. Desto lieber flitzte Timida, so hieß die junge Frau Lampe, überall umher, und man munkelte in der Nachbarschaft so allerlei über ihren Lebenswandel. Ihr Gatte, ein solider, ehrbarer Mann, gab sich alle Mühe, sie zur Häuslichkeit zu erziehen, aber nur zu oft saß er bekümmert im Lager und wartete vergebens auf ihre Rückkehr.

Die Sonne begann herabzusinken, als Lampes mit ihren Kindern gemeinsam zum Abendessen hinauszogen. „Das ist jetzt ein schweres Leben," sagte Lampe, „der Klee will nicht wachsen und die Roggenfelder sind auch noch dürftig. Wie schön war der Herbst, als im nahen Garten die Kohlköpfe dicht bei einander standen! Da konnten wir schmausen, so viel das Herz begehrte. Beim Ernten blieb dann wohl hier und da noch ein Köpfchen stehen, aber seit die Leute in der Stadt zweihundert Mark für das Pfund bekommen, lassen sie rein gar nichts für uns übrig."

„Ja," sagte Timida ärgerlich, „es ist eine Gemeinheit, die Menschen denken bloß an sich! Die jungen Bäumchen im Garten, deren Rinde uns im Winter so schöne Nahrung bot, haben sie mit Stacheldraht umwickelt, an dem sich mein armer Vetter die Nase blutig ritzte; man sieht noch jetzt deutlich die Narbe."

„Du tätest besser, dich für meine Nase und nicht für die deines Vetters zu interessieren," erwiderte Lampe ärgerlich, „dies ewige Herumscherwenzeln paßt mir schon lange nicht, und wenn dein Vetter nicht bald einsieht, wie unpassend sein Benehmen ist, werde ich ihm nächstens mit meinen Vorderläufen den Standpunkt klar machen. In meinem Revier muß Ordnung herrschen, das kannst du ihm sagen. Überdies — kümmere dich lieber um die Kinder, die ohne jede Anleitung aufwachsen. Unser Ältester kann noch nicht ein Schießgewehr von einem Spaten und einen Waldarbeiter nicht von einem Jäger unterscheiden, und unsere Töchter schwärmen die halbe Nacht im Mondschein herum, statt für die kleinen Geschwister zu sorgen."

„Kinder, zankt euch nicht," brummte Lampes Vater, „sorgt lieber dafür, daß die Ostereier rechtzeitig fertig werden; Ostern steht vor der Türe, und es ist noch nichts vorgesorgt."

„Ach," sagte Timida patzig, „jahraus, jahrein immer der alte Witz mit den Ostereiern; was hat das eigentlich für einen Zweck? Daß ich sie lege, glaubt mir ja doch kein Mensch, wozu soll ich mich also anstrengen?"

„Es ist wahr," stimmte Lampe ihr bei, denn er war froh, daß sie seinem Vater widersprach, was sonst niemand, auch er nicht, wagte. „Die Ostereierfärberei können wir uns wirklich sparen, da doch die Bonbonläden in der Stadt auch ohne uns eine Fülle davon haben. Ihr solltet bloß mal die Schaufenster sehen: Eier von Marzipan, Zucker, Waffelteig und Schokolade, für jedermanns Geschmack, sind dort in allen Größen ausgelegt und werden trotz der hohen Preise auch gekauft!"

„Außerdem," sagte Timida, „ist ja mit den Hühnern gar nicht mehr zu reden. Die Henne auf dem benachbarten Hof, die mir früher die Eier bereitwillig lieferte, wird von Jahr zu Jahr unausstehlicher. Als ich gestern bei ihr war und wegen der Eier Rücksprache nehmen wollte, kakelte sie Langes und Breites, daß sie mir keine Eier abgeben könne; die Hühner wären jetzt organisiert und sind nur jeden vierten Tag verpflichtet, ein Ei zu legen. Dafür haben sie laut Tarif täglich Gerste zu beanspruchen, im Herbst einen Mauser-Urlaub von acht Wochen und im Winter einen geheizten Stall. Sie sehen also, liebe Frau Lampe, wir sind jetzt wichtige Persönlichkeiten, mit denen man nicht so wie früher umspringen kann. Wenn Sie Eier haben wollen, legen Sie sich gefälligst selbst welche, dann werden Sie sehen, daß das nicht so einfach ist. Wir werden unsere Eier reißend los, auch ohne Sie, denn in der Stadt zahlt man 260 bis 270 Mark für das Stück. Also ist es doch am besten," schloß Timida ihre Rede, „wir geben das Eierfärben auf, wir haben ohnehin damit nur Mühe und Arbeit."

Doch da kam sie schön an. Den alten Lampe verdroß es arg, daß Timida seinen Wunsch nicht erfüllen wollte. Als sein Sohn ihm vor zwei Jahren erklärt hatte, er könne ohne Timida nicht leben und wolle sie heiraten, hatte sich der Alte vergebens bemüht, ihm die Sache auszureden. „Was hast du nur an ihr?" fragte er verdrießlich, „sie ist ja sehr hübsch, aber sie hat doch nichts als ihre Schönheit und obendrein ein großes Mundwerk. Die Schönheit ver-

geht, aber das Mundwerk wird bleiben, ja, ... mit den Jahren noch größer werden und du hast sie nachher auf dem Halse! Doch, du bist ja alt genug und mußt wissen, was du tust.“ — Bald darauf hatte der junge Lampe seine geliebte Timida heimgeführt und lebte in den ersten Wochen sehr glücklich mit ihr. Je länger, desto mehr kam er nun freilich zu der Überzeugung, daß sie nur Sinn für Herumflitzen hatte und ihre hausfraulichen Pflichten mehr als leicht nahm, aber wenn er ihr dieserhalb Vorwürfe machte, verstand sie es vorzüglich, ihm um den Bart zu gehen. Sie wurde zärtlich, nannte ihn ihr liebes, süßes Männchen, und — wie die verliebten Männer es so leicht tun — er ließ sich immer wieder umstimmen. Nicht so der Schwiegervater! Er ließ sich von ihrem koketten Getue nicht beeinflussen, und als sie jetzt mit lächelnder Miene sagte: „Nun, Papachen, wenn du durchaus Ostereier haben willst, kannst du dir ja welche färben“, — da lief ihm die Galle über. Er schlug mit dem Hinterlauf so heftig auf die Erde, daß es weithin schallte, und rief mit lauter Stimme: „Potztausend noch mal, du wirst ja alle Tage frecher; ich habe gesagt, Ihr sollt die Ostereier besorgen, und da bitte ich mir aus, daß es auch geschieht! In drei Tagen müssen sie fertig sein.“

Mit diesen Worten hoppelte er in sein Lager. Die jungen Lampes sahen sich erschreckt an, denn sie wußten, wenn der Alte in diesem Ton redete, duldete er keinen Widerspruch, und seinen Ohrfeigen, die trotz des Reißens noch sehr fühlbar waren, ging man besser aus dem Wege. Timida machte sich also auf, um die Eier zu holen, und ihr Mann überlegte, wie er die nötigen Farben beschaffen könnte. In die Stadt zu gehen, wagte er nicht, denn bei dieser Fleischteuerung hätte man ihn sicher als kostbaren Braten gefangen, also war es wohl besser, die Sache schriftlich zu erledigen. Da seine Augen schwach waren, suchte er seine Brille vor, schrieb an die Drogenhandlung und bat, die Eierfarbe mit Nachnahme als Eilbestellung an Lampe jun., Waldweg Nr. 1, zu schicken.

Am andern Tage trafen die Farben pünktlich ein. Timida band sich eine Schürze um, setzte den Kessel auf das Feuer und färbte die Eier, welche die Henne auf vieles Bitten zu ermäßigten Preisen abgegeben hatte, in den schönsten Farben. Dann nahm der junge Lampe einen Pinsel, malte auf jedes Ei ein zierliches Kränzchen und schrieb da hinein:

„Fröhliche Ostern“.

Die Linde zu Annaberg.

Osterlegende.

In dem Städtchen Annaberg im Erzgebirge steht eine uralte Linde, von der die Legende dieses berichtet.

Im fünfzehnten Jahrhundert lebte zu Annaberg ein junger Mensch, der voller Leichtsinn und Übermut war und seinen Eltern mancherlei Sorge bereitete.

Am meisten aber kränkte es die frommen Leute, daß ihr Sohn ungläubig war und mit Hohn und Spott antwortete, wenn sie ermahnten, nicht zu vergessen, daß er einst vor dem Richterstuhl Gottes werde sich verantworten müssen für seine irdischen Taten und Handlungen.

Endlich wandten sich die Eltern an den Geistlichen des Städtchens und baten ihn, einmal mit dem jungen Manne ernst zu sprechen.

Der Pfarrer nahm den jungen Menschen mit auf den Friedhof, wohin er ihm widerwillig folgte.

Es war am Ostermorgen. Die Lerchen stiegen tirilierend aus den Feldern empor und die Amseln sangen von den blühenden Bäumen.

Der Geistliche aber sagte zu dem Ungläubigen, als sie an den Grabhügeln standen: „Hier ist eine ewige Gottessaat ausgestreut. Wie auf der Flur draußen aus dem im Winter scheinbar erstorbenen Samen im Frühling das junge Grün erwacht, so auch werden die Menschen einst auferstehen zum Lichte.“

Der junge Mensch aber lachte der Reden und meinte, auf eine junge Linde deutend: „So wenig wie dieses Bäumchen, wollte man es ausreißen und verkehrt mit den Ästen in den Boden stecken, wachsen und gedeihen würde, ebensowenig werden die Toten auferstehen.“

Da flammte in den Augen des Pfarrers heilige Begeisterung auf, er ergriff den Stamm des jungen Baumes und riß ihn aus der Erde.

Dann aber kniete er nieder zwischen den Hügeln, auf denen Schlüsselblumen und Veilchen bunt und innig blühten, und betete also: „Herr, ich flehe um ein Zeichen deiner Allmacht! Laß diesen Baum, den ich mit den Wurzeln gen Himmel in die Erde pflanzen will, grünen und gedeihen und tern ein Zeichen sein, daß bei Gott kein Ding unmöglich.“

Darauf pflanzte der Geistliche die Linde und siehe! als er nach einigen Wochen wieder mit dem jungen Manne auf den Kirchhof kam, grünte der Baum, als fänden seine Wurzeln Kraft und Nahrung in fruchtbarer Erde.

Noch heute ragen die Wurzeln der Linde, die von zehn Männern kaum umspannt werden kann, seltsam verschlungen zum Himmel empor. Der Baum grünt und blüht in jedem Jahre, Vögel nisten in seinem Gezweig und die Amsel singt von seinem Wipfel den Frühling ein.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(13. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Es kam ein wenig Licht in die Nacht da außen, es war, als ließen die Blitze nach in ihrem Glanz und die Donner in ihrem Dröhnen. Der Wolkenbruch wandelte sich in rieselnden Regen, — verging für Sekunden, ließ aus reißenden Wolken Mondlicht niedergehen —, und in dem Mondlicht sahen die Menschenaugen ringsumher schwarze, jagende Flut, peitschenden Schaum, — Windgeister auf Wasserwölfen über das unglückliche Land jagend.

Nichts ragte mehr heraus aus der feuchten Tiefe wie dies letzte Stockwerk seines Hauses. Und wie lange noch? Stieg die Flut immer noch? Noch zwei Fuß, dann ertrank drunten das Großvieh, wie das andere, die Schafe und Schweine und Hühner, draußen auf dem Hof längst ertrunken war.

Noch sechs Fuß, — dann hob sie das Dach von den Pfosten, ließ sie selber untergehen in ihren Abgründen.

So war es also, wenn die große Not kam. So war es, wenn man dem Tode Auge in Auge gegenüberstand, wehrlos, machtlos, nichts mehr als Waffe in der Hand wie ringendes Gebet.

Seine Finger schlossen sich ineinander, — seltsam, er konnte nicht beten.

Was war das?

Trotz war doch nicht in ihm, nur eine zähe Festigkeit.

Haß war doch nicht in ihm gegen die Gottheit, — vielmehr ein großes Harren auf das, was da herannahte.

Verzweiflung war da nicht und Jammer, — es war —

Da erkannte er, daß dies, was in ihm war, nichts sein konnte als vollste Hingabe an den höheren Willen, mit dem er eins geworden war im Schaffen und Ringen und den er hinnehmen mußte als höchste Entscheidung über sein Leben und dessen Tun.

Und er wußte nun auch, was er fühlte, war mehr als alles Gebet. Er und sein Gott waren eins geworden in dieser dunklen Stunde. Mochte kommen, was mußte. — Nur das Sterben ansehen müssen von Weib und Kindern — wenn ihm das erspart bleiben könnte!

Er sah sich um nach ihnen.

Almut hatte die kleine Engel auf dem Schoß. Das Kind schlief. Der dunkellockige Hans aber lehnte im Heu gegen das Knie der Mutter mit weit offenen Augen, denen man ansah, wie das Kind auf die tosenden Wasser lauschte. Angstvoll und doch mit stillem Vertrauen zu der, von der sein junges Leben bisher alle Wärme und Sicherheit empfangen.

Und zu Almuts Füßen, zusammengekuschelt, die zwei Geschwister, die ihnen wie eigene Kinder geworden waren.

Das zitternde Laternenlicht hüllte die kleine Gruppe in wechselnde Lichter und Schatten.

Dem Manne wurde das Herz heiß für sein junges Weib. So war sie immer gewesen, so würde sie immer sein. Rein und gütig und in aller Not noch die Zuflucht der Schwächeren und Hilfloseren.

Er ging zu ihr.

Droben durch die klaffende Lücke im Dach flog ein Tropfenschauer, als er unter ihr hinging, salzige Tropfen. Der Schaum sprühte bis über den First.

Doch zugleich rissen die Wolken, und der Mond warf ein bißchen Licht hinein in den Bodenraum.

Lützelberger beugte sich zu seinem Weibe. „Nun lern' ich euer Leben ganz kennen, Almut.“ Und euer Sterben, lag ihm auf den Lippen, er verschluckte die Worte.

„Es ist uns noch einmal vorübergegangen“, gab sie zurück, denn das Kind der Küste erkannte in den Windstößen und dem veränderten Wogenprall das Abflauen des Unwetters. „Die Thedingswurt ist so hoch und stark, — es geht nicht einmal um das Vieh.“ Sie lehnte den Blondkopf zurück in seinen Arm. Das siebente Mal in meinem Leben, daß ich auf den Boden mußte! Aber von den zwei ersten Malen

weiß ich nichts mehr. — Und als ich zwölf Jahre alt war, kam es in einem Winter dreimal, denn sie konnten den Deich nicht wieder flicken so schnell. Dann kam es bei der Hochzeit des Bruders, — und nun heute.

Siebenmal hat der Ewige seine Hand über mich gehalten."

Und leiser, — er mußte sich neigen, sie zu verstehen —: „Heute wäre es ein hartes Sterben gewesen, Lubo."

Der Kleinknecht schob sich heran, klomm am Pfosten aufwärts, sah durch das zerrissene Dach und — nach kurzem Zaudern — turnte er auf den First empor.

Nach fünf Minuten kam er zurück.

„Alles Wasser! Man kann nicht viel sehen. Aber da hinten, wo Stabs' Wurt liegt, da schien das Mondlicht grad drüber hin, — da ist nichts mehr zu erkennen. Ich hab' soviel geguckt, — rein gar nichts! — Beim Deichgräfen sieht man noch das Haus, und Bojo Brinkamas Giebel konnt' ich auch noch erkennen."

Es wurde still unter dem Dach. Sie sprachen alle ein stilles Gebet für die, die da in der dunklen Flut den letzten Atem hergegeben hatten.

Wie das Wintergewitter mit Wirbelsturm und Hagelschlag herangebraust war, so war es auch vergangen.

Das Leben hatten sie bewahrt.

Und als drei Stunden später die Ebbe einsetzte, sank langsam die schwarze Flut, fiel einen Fuß um den andern, gab den unteren Boden frei, denn die Diele und stand, als neue Flut einsetzte, zwar noch über dem weiten Lande, aber die Wurten ragten doch wieder wie kleine Inseln aus ihr empor.

So viel die See höher gestanden als der Deich, war sie in der strömenden Ebbe schnell wieder gesunken, als aber die Lücken im Damm und die Siele die Wassermassen weiter abführen sollten, gingen Tage hin. Und die reißende Flut bröckelte den zerbrochenen Deich weiter und weiter auseinander, zerrte den fetten Schlick mit sich hinaus auf das Vorland, wusch und spülte und fraß gierig große Löcher in das Menschenwerk.

Wochen gingen hin, bis sich alle Not übersehen ließ.

Da waren die Wintersaaten vernichtet. Alles Kleinvieh ertrunken. Da waren Wurten unterspült, Häuser zusammengebrochen, die verzweifelten Menschen niedergerissen worden in die eisige Tiefe.

Bei Bojo Brinkama, der ein ganz neues und besonders festes Haus hatte, war eine drehende und windende Wettersäule, aus Sturmatem und Wasserwirbel gewachsen, gerade an der linken Hofecke hingegangen, hatte wie mit einem riesigen Messer Wand, Decken, Dach zerschnitten und fortgeführt. Und just in jener Bodenecke, die in nichts zerschleudert wurde, hatten sich Brinkamas zwei jüngste Töchter, Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren, gebettet, und sie waren von der gräßlichen Geisterhand mit fortgenommen worden in den Tod.

Man fand sie nie.

Bojo Brinkama ging jahrelang umher wie einer, dem eine Zentnerlast auf den Schultern liegt. — Seine Kinder hatten kein leichtes Leben gehabt unter seiner Hand. Die Reue kam über ihn und drückte auf seine Seele.

Und wie er in Trauer ging, so gingen sie im Hause des Deichgräfen. Zwar die Rickmerswurt hatte standgehalten, alle Menschen waren gerettet bis auf den Kleinknecht, den es auf dem Hof ereilte; doch draußen auf den Inseln, wo die Flut ebenso schnell und so viel stürmischer noch über alles Menschensein hereingebrochen war, hatte entsetzliche Vernichtung eingesetzt. Und von Addo Rickmers und allen, die auf seiner Hochzeit gewesen, wurde keiner wiedergesehen.

Aber in all dem Jammer gab es auch wunderbare Errettungen.

Jan Reimers in Gretsiel hatte mit seiner Familie droben auf dem Dach gesessen, und das Dach hatte geschwankt wie ein Schiff im Sturm, und endlich war es nur noch mit dem Hause verbunden wie ein Boot, das neben dem Hauptschiff hertreibt und jeden Augenblick ganz fortgerissen werden kann. — Da hatte sich in der höchsten Not das Wetter verzogen, und sie waren alle davongekommen.

Aber noch viel, viel wunderbarer war es, was sie von Tanto Siabs berichteten.

Der und sein Weib hatten ihre zwei Söhne früh verloren und hausten nur mit einem Knecht und einer Magd auf der alten Wurt, die nicht allzu hoch war und ein Haus trug, das längst einmal hätte neu erbaut werden dürfen. Doch die alten Leute hatten gemeint, für ihre paar letzten Lebensjahre würde es schon noch reichen. Da hatte die Flut es leicht gehabt, eine Stütze nach der anderen aus dem Boden zu reißen und zu waschen, und die vier Menschen auf dem Dach — denn sie hatten ganz hoch hinauf müssen — sahen mit jedem Augenblick den Tod einen Schritt näher herzutreten und sahen endlich, wie die Strohbündel des Daches eins nach dem andern fortgerissen wurden, und spürten, wie unter ihnen die letzten Balken brachen, und wußten, es sind nur noch Minuten, dann hat alle Not ein Ende.

Tanto Siabs faltete die greisen Hände und betete das alte Lutherlied, das ihnen hier an der Küste allen in das innerste Herz geschrieben war: „Ein feste Burg ist unser Gott." Die anderen drei beteten leise mit. — Der Knecht, der erst siebzehn Jahre war, hat aber später einmal seinem Schatz gestanden, ihm wären dabei die heißen Tränen über das Gesicht gelaufen, denn er hätte sich gegraust vor dem Sterben.

Da hat es mit einemmal einen Stoß gegeben gerade an der Ecke, wo sie hockten, und etwas Schwarzes ist mit einer anstürmenden Woge gegen das Dach geprallt, wieder zurückgewichen, wieder herangeworfen worden, und wie der Junge, Gebet und Tod vergessend, starr danach hinsieht, erkennt er ein losgerissenes Boot und sieht auch auf den Wellen, wie eine Schlange hin und her schlingernd, den Strick, der es gehalten.

Und es ist ihm gelungen, auf den äußersten Giebelbalken turnend, das Tau zu erwischen und das Boot heranzuholen, und sie sind wahrhaftig alle hineingekommen, obgleich sie hinterher selber nicht wußten wie. Und sind, als das Dach ganz zusammenbrach, von den Wassern davongetragen worden, während die gischtenden Wellen immer über sie hinstäubten, und sind meilenweit landein geführt und gerettet worden.

In der Kirche in Gretsiel hat hundert Jahre und länger eine Tafel gehangen, in bunten Farben gemalt, auf der war das Wunder abgeschildert.

Sie kamen danach, als sie sich heimfanden nach Butensiel, zu Lützelberger, denn Stabs war ein Mutterbruder zu Thedinga, und Almut tat den alt-n Leuten Haus und Herz weit auf.

Sie haben auch die Wurt nicht wieder errichtet, das war schweres Werk, und die Stunde drängte mit ihrer Not zum Deich.

Diese Weihnachtsflut, die durch Jahrhunderte fortlebte in dem Gedächtnis der Küste, hatte nur eine einzige Stunde in voller Wut getobt, und hatte in der einen Stunde jahrzehntelanges Werk zunichte gemacht.

Wer Hände rühren konnte, der mußte heran und graben und Erde karren und Flechtwerk schlingen, und die Männer wurden hager in diesem Winter.

Ins Thedingshaus, das die Flut verschont, trat der Tod aber dennoch ein. Die kleine Mechthild erlag dem furchtbaren Husten, der sie auf dem zugigen Boden überfallen. Drei Tage nach der Flut schloß sie die Augen. Wie eine kleine matte Blüte sank sie in sich zusammen und verging. Sie mußten den Sarg, den Lützelberger selber mit den Knechten zusammenschlug, denn das alles muß ein Marschbauer können, auf einem Kahn hinüberführen zum Friedhof in Gretsiel, der weiter landein und höher lag als der alte Friedhof an der zerstörten Butensieler Kirche. Und weil sie nicht wußten, wes Herkommens die Kleine gewesen, setzten sie auf das Holzkreuz die Worte: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf."

Walter war sehr still in den Tagen nach dem Tode der Schwester. Dem Zehnjährigen kam es doch zum Bewußtsein, daß er nun keinen blutsverwandten Menschen mehr auf der Welt besaß, und er fühlte sich wie ein Blatt, vom Winde in einen Winkel geweht, wo es der nächste Wind wieder hinwegtreiben konnte.

Der alte Siabs beobachtete den Jungen in seiner stillen Greisenart, und an einem Tage nach Neujahr sagte er zu Thedinga: „Es ist deines Hauses Recht, alles zu erben, was Gretje und ich einmal zurücklassen. Die Wurt ist fort, das Haus ist fort, das Vieh ist fort, aber das Land ist noch da, und das Land hat Wert. Willst du deinen Anspruch aufgeben auf das Land für dich und dein Geschlecht, so soll der fremde Junge es erben und Heimatrecht in der Gemeinde bekommen."

Thedinga lachte vor sich hin. „Sammelt euch nicht Schätze, so die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nach graben und stehlen. — Gib dein Land, wem du willst, ich bin froh, daß irdisch Gut mich nicht mehr beschwert. — Noch einmal ist der Herr an meinem Hause vorübergegangen, — wann wird er mich zum letztenmal rufen?"

„Dann will ich mit deinem Eidam reden und mit deiner Tochter."

„Red' mit ihnen, mir ist es gleich." —

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.